

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 9

Artikel: Gedruta Carponai
Autor: Kallas, Aino
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gerdruta Carponai

Von Aino Kallas

Aino Kallas gilt als eine der zielbewusstesten künstlerischen Persönlichkeiten der zeitgenössischen finnischen Prosaliteratur. Sie wurde im Jahre 1878 in der Nähe von Viborg geboren. Ihr Vater, Julius Krohn, war als Gelehrter und Dichter ein Bahnbrecher für finnische Wissenschaft und Literatur. Die Tradition setzte sich in der Familie fort, ein Bruder Aino Kallas' beschäftigte sich als Gelehrter mit finnischer Kultur, eine Schwester wurde Schriftstellerin. Um die Jahrhundertwende verheiratete sich die Autorin mit dem estnischen Volksliederforscher Dr. Kallas, der nach dem finnischen Befreiungskampf estnischer Gesandter in Helsingfors und später Gesandter in London wurde. Ihre bekanntesten Bücher sind „Fremdes Blut“ (1921), aus welcher Sammlung die Novelle Gerdruta Carponai entnommen ist, „Barbara von Tisenhusen“ (1923), „Pfarrer auf Reigi“ (1926) und „Die Wolfsbraut“ (1928), welche Bücher zum Teil ins Schwedische übersetzt sind.

1.

Im Frühling des Jahres 1710, während des grossen nordischen Krieges und der Belagerung von Riga durch die Russen, verbreitete sich eine verheerende Pest, schwarzer Tod genannt, auf dem Festland und sprang über auf die Inseln, zuerst nach Dagö, dann Oesel, von dort über die kleine Meerenge nach Mohn und endlich im Herbst nach der einsamen Insel Run.

Viele Geschichten erzählen davon, wie die Seuche ins Land kam. Fischer auf Dagö nahmen eines Abends ein fremdes, seltsames Fahrzeug wahr, welches ausserhalb des Hafens Heltermaa Anker geworfen hatte. Sie hielten Rat, aber ruderten nachher trotz ihrer Bedenken zum Fahrzeug hinaus mit Proviant und Wasser. Als sie näher kamen, merkten sie, dass das Schiff menschenleer war; das Deck war verödet und die Masten und Rahen vernachlässigt wie bei einem Wrack. Sie beabsichtigten bereits, ans Land zurückzurudern, als ein anderthalb Fuss grosser Junge in grauem Kleid plötzlich aus dem Lastraum auftauchte und stracks ins Boot hinunter sprang. Zweimal warfen sie ihn über Bord, aber zweimal hüpfte er wie ein grauschuppiger Fisch ins Boot zurück. Kaum waren sie am Strand angelangt, verschwand er in einem Haselgebüsch und es gelang ihnen nicht, etwas anderes ausfindig zu machen, als dass er deutsche Kleider, einen Dreispitz auf dem Kopf und einen Stab in der Hand

trug. Da faltete der Aelteste der Bootsleute seine Hände, und alle durchfuhr ein plötzlicher Schauer, denn sie erkannten, dass nun die Pest auf ihre Insel gekommen sei. — Am folgenden Tage lag die Hälfte der Einwohnerschaft von Heltermaa tot.

Die Seuche packte ihre Opfer hastig; sie wuchs in der Erde und fiel wie ein Tau vom Himmel. Die Menschen wurden von einer giftigen Fieberglut ergriffen, die das Blut in den Adern zum Kochen brachte. Ihre Köpfe waren wie brennende Oefen, die Glieder wurden gefühllos vor Schwäche, das Bewusstsein schwand, und ihr vergiftetes Blut erzeugte blaue Geschwüre an Hals und Armhöhlen. Ihre Gesichtszüge verzerrten sich vor Eintritt des Todes zur Unkenntlichkeit, und ihr Verstand verwirrte sich; endlich starben sie nach stundenlanger schwerer Qual.

Seltsame und schreckliche Dinge ereigneten sich; alles wurde möglich. Feuerrote Hähne sassen auf den Zaunpfählen und kündigten mit ihrem Krähen den Tod an. Wer sie zuerst sah und etwas darüber weitersagte, fiel auf der Stelle tot zu Boden. Es schien, als ob Gott die Standesunterschiede, die er doch selbst in seiner Allweisheit zwischen Herren und Knechten gesetzt hatte, ganz und gar vergessen hätte. Die Pest war nicht wählerisch und kannte keine Ehrfurcht vor vornehmem Stamme und edlem Blut. Denn der, dessen Name im Buche der Pest geschrieben stand, der starb. Hochwohlgeborene Landräte, Gutsbesitzer und Ritter, deren Stammbaum sich bis zu den Kreuzzügen zurück verfolgen liess, starben ebenso wie die geringsten Tagelöhner; der eine in seinem eichengezimmerten Bett, der andere auf seinem Strohlager. Im Armenhaus starben sowohl die Insassen als die Pfleger. In Kuresaare erlagen die einstmaligen deutschen Kaufleute in den Ruinen ihrer verödeten Höfe, wo sie in den Winkeln hinter den Feuerstellen der Kamine Schutz gesucht hatten. Die Pfarrer sanken auf der Kanzel nieder, während sie das sündige Geschlecht anklagten, um dessen Verkommenheit willen das Strafgericht hereingebrochen war; die Küster wurden vom Tode ereilt, während sie die Sterbeglocke für die Andern läuteten. Es war klar und deutlich, dass Gott Fenster und Türen des Himmelreichs geschlossen hatte; aber die Tore der Hölle standen weit offen.

Nachdem die Menschen vergeblich Schutz und Hilfe in den heiligen Sakramenten und beim Altar der Kirche gesucht hat-

ten, begannen sie heimlich am Opferplatz Karmas und am Upastein zu opfern bei den heiligen Ebereschen, unter welchen man früher Menschenblut vergossen hatte, um Taara zu besänftigen. Aber die alten Götter des niederen Volkes waren tot oder vor Alter taub und blind geworden. Wenn nicht Christus, Gottes eingeborener Sohn, half, so half wohl auch Taara nicht, der Gott der kleinen Bauern.

Aber in den Nächten wanderte ein kleiner grauer Mann von Hütte zu Hütte, von Herrenhof zu Herrenhof. Die russige Tür der einfachsten Rauchhütte*) öffnete sich vor ihm so leicht wie das kupferbeschlagene Tor des stattlichen Hofes, und mit seinem spitzigen Stab berührte er die Schlafenden unmittelbar unter dem Herzen.

Es wurde Sommer und mit ihm kamen Hitze und Dürre, und die Verheerungen der Pest nahmen immerfort zu. Ganze Dorfschaften starben aus. Die Leichen wurden fuderweise zu den Massengräbern fortgeschleppt, aufeinandergestapelt, so dass die langen hellblonden Zöpfe der jungen Mädchen auf dem Boden nachschleiften. Aber binnen kurzem gab es keine Totengräber mehr, die Toten wurden an Ort und Stelle liegen gelassen und keiner wagte, sie anzurühren.

Die Aecker lagen brach, die Wiesen verwilderten. In den ausgestorbenen Dörfern, in welchen die Leichnahme unbegraben lagen, verwahrlosten die sich selbst überlassenen Haustiere. Man sah die Kühe brüllend in den Wäldern umherirren mit strotzenden ungemolkenen Eutern. In den herrenlosen Hunden erwachte die frühere Wolfsnatur, sie stürzten sich auf die Schafe, deren Wächter sie sein sollten. Oder dann schlichen sie zum Skelett abgemagert um die vereinsamten Höfe, ohne zu begreifen, wohin ihr Herr und Versorger verschwunden war. Die ausgehungerten Schweine brachen aus ihren Koben aus und stillten ihren Hunger mit Aas und mit den Leichen der Pesttoten, welche der Segnungen der Kirche nicht teilhaftig geworden waren. Die Wölfe verliessen ihre Verstecke in den Sümpfen, Mooren und Wäldern, und als der grosse und der kleine Sund zufroren, kamen sogar die Bären vom Festland auf Raub hinaus auf die Inseln.

*) alte finnische Behausung ohne Rauchfang.

Es schien, als ob das menschliche Geschlecht zum Untergang verdammt sei. Der Gang des Lebens war aufgehalten — alle tägliche Arbeit, Pflügen und Säen und Ernten, Fischfang und Jagd und Ehe. Es war offenbar Gottes Wille, das Land so menschenleer zu machen wie es einstens gewesen war vor der Erschaffung des Menschen. Aber dieses Land lag weitab vom Paradies. Es war öde und versengt und über dem Wasser schwebte der Hauch der Vernichtung.

2.

In dieser gottverlassenen Zeit wurde das Pfarramt in einer Ufergemeinde auf Oesel von einem Deutschen namens Magnus Carponai ausgeübt, welcher mit der wohlgeborenen Beata von Krämer, Tochter eines Landrates, verheiratet war. Sie hatten mehrere Kinder, von denen das älteste eine neunzehnjährige Tochter war, Gerdruta. Als auf dem Lande aufgewachsenes, adliges deutsches Fräulein hatte Gerdruta Carponai ein frisches und blühendes Aussehen und im Sommer war sie gebräunt vom Meerwind. Ihre Erscheinung war harmonisch, das Haar haselnussbraun mit einem rötlichen Schimmer wie bei dem Geschlecht ihrer Mutter, die Augen strahlend wie blaugrüne Edelsteine, die schmale, vornehme Nase sprang von der Wurzel aus in edler unauffälliger Wölbung vor. Wenn sie neben ihrer Mutter im Kirchenstuhl der Pfarrfamilie sass, den stolzen Hals gebeugt wie es einer sitzenden Jungfrau ansteht, betrachteten sie alle adligen Jünglinge, welche sich hoch zu Ross oder im Viergespann zum Gottesdienst der Deutschen eingefunden hatten. Eines Sonntags blieb ihr Vetter mütterlicherseits, Rembert von Rehren vom Herrengute Loona, welcher in der Garnison Kuresaare Dienst tat, während des Nachmittags im Pfarrhaus. Es war zu Beginn des Monats August, zur Zeit, da die dunklen Kirschen reiften; da nahm Rembert von Rehren eine Leiter, stieg in einen Kirschbaum hinauf und begann, reife Kirschen auf Gerdruta hinunter zu werfen. Gerdruta fing sie mit den Händen und in der Schürze auf, schliesslich warf sie sich unter den Baum ins Gras und erhaschte mit den Lippen die fallenden Kirschen, die wie roter Bernstein glänzten und vor Reife platzten. Rembert von Rehren war bleich, als er die Leiter hinunterstieg, er starrte unablässig auf den blutroten Kirschensaft auf Gerdruta.

tas Lippen. Als sie nebeneinander standen, waren die Beiden beinahe gleich hoch gewachsen, mit rötlichem Schimmer auf den Haaren und stolz getragendem Kopf, beide von derselben Rasse. Der Pfarrhausgarten war kühl und still; sie küssten einander unter dem moosbewachsenen Kirschbaum.

Das geschah wie gesagt im August. Während des ganzen Winters nähte Gerdruta Carponai an ihrer Aussteuer, die Hochzeit war auf den Mai festgesetzt. Aber die Zeiten waren schwer, und Anfangs März kamen die Kosaken und Tataren und verwüsteten das Land von Kuivaste bis Sääre. In ihrer Spur folgte die Pest, und Rembert von Rehren war einer der ersten Offiziere der Garnison, der ihr zum Opfer fiel; ihm folgte der grösste Teil der Besatzung.

Ende Juni begann das grosse Sterben in der Gemeinde Carponais. Diese war eine der fruchtbarsten und volkreichsten auf Oesel und deshalb waren die Verheerungen der Pest hier grösser als anderswo, da sich die Seuche gern ertragreiche Gegenden aussuchte. Carponai stellte Wächter aus an allen Landstrassen und verbot Bettlern und Fremden das Betreten seines Kirchspiels. Er verfertigte Pulver aus Schwefel und Kieferharz und räucherte die Wohnstätten damit aus, er besprengte die Schwelken mit Essig und Salpetersäure. Rings um die Dörfer liess er Feuer aus Wachholder anzünden und Tag und Nacht unterhalten. Er hielt gemeinsame Gebetsandachten mit seinen Gemeindegliedern ab. Aber nichts half. Die Pest frug weder nach Gebeten noch nach Essigwasser, sie drang hindurch zwischen Feuer und Wachholderrauch.

Carponai fuhr unentwegt fort in seinem verzweifelten Kampf. Er zwang die Ueberlebenden, die Leichen der Pesttoten mit Bootshaken aus den Fenstern hinaus zu zerren und sie zu begraben. Seine Frau und seine vier jüngeren Kinder starben; und weil der Küster tot war, stieg er selbst hinauf in den Glockenturm und läutete die Totenglocke für sie. Er ergab sich nicht; so lange er sich aufrecht halten konnte, ging er umher, pflegte die Kranken und tröstete die Sterbenden. Seine Tochter Gerdruta begleitete ihn; ihre Augen waren wie blaugrünes Eis, gross und kalt, der Mund war starr und bleich. Eines Morgens spürte Carponai eine brennende Hitze in seinem Blut — dies war die Pest. Keinen Augenblick zweifelte er daran, dass er

nun sterben müsse, und er befahl seiner Tochter Gerdruta, den Abendmahlskelch der Kirche und die silberne Oblatenschale innerhalb der Kirchenmauern in den Boden zu vergraben. Als dies getan war, liess er sich von Gerdruta das Kirchenbuch vorlegen und schrieb mit seiner fast schon gefühllosen Hand mühsam mit grossen Buchstaben: omnes mortui — alle tot.

*

Als Carponai starb, stand die Sonne schon hoch. Gerdruta breitete ein Linnen über ihren toten Vater, ging hinaus und setzte sich auf die unterste Stufe der Eingangstreppe; sie erkannte, dass sie nun einsam war.

Es gab keine erschaffenen Lebewesen mehr, niemanden mehr von ihrer Art. Der Mensch, Gottes Ebenbild, war ausgestorben.

Ueber sie kam eine grosse Seelenangst, grösser als alle körperlichen Qualen; sie rief und sass und wartete. Aber die gleiche Ruhe herrschte ununterbrochen, niemand antwortete, es gab niemanden mehr, der hätte antworten können.

Da beschloss Gerdruta, den Tod auf der Treppe ihres Heimes zu erwarten. Sie betete darum, sterben zu dürfen, freiwillig wollte sie ihre jungen Glieder und ihren jungfräulichen Körper der Pest dahingeben.

Aber die Stunden verrannen und der Tod kam nicht.

Als der Tag sich zum Abend neigte, kam ihr plötzlich in den Sinn, dass ein alter, einäugiger, beinahe neunzigjähriger Greis namens Liiva-Ingel noch vor ein paar Tagen am Leben gewesen war. Sie erinnerte sich, an Ingels Hütte vorbeigegangen zu sein und aus dem Schornstein aufsteigenden Rauch gesehen zu haben.

Es schien Gerdruta Carponai, als ob Gott selbst ihr diesen Gedanken schickte. Sie machte sich sofort auf den Weg, sie nahm eine Abkürzung über Weideland und Moor und ihr Verlangen, einen lebenden Menschen zu sehen, war so gross, dass sie kaum mehr Atem holen konnte.

Was hatte es da zu sagen, dass dieser Mensch ein trübäugiger, schmutziger, dem Tode naher Greis war!

Als sie durch das letzte Haselgebüsch gekommen war, hielt Gerdruta an: vor ihr auf der wachholderbewachsenen Heide stand eine einsame, strohgedeckte Hütte. Aber die Tür war

geschlossen, ebenso der Rauchabzug und kein Rauch war zu sehen.

Gerdruta versuchte sich einzureden, dass der Greis kein Feuer angemacht habe. Aber als sie die Tür der Hütte öffnete, erblickte sie das nur zu gut bekannte Bild: auf dem Lager lag Liiva-Ingel, an der Pest gestorben, der Körper schien bereits kalt und roch nach Verwesung.

Da floh die junge Gerdruta Carponai bis ins Herz getroffen geradewegs in die grossen Wälder. Sie wusste nicht mehr was sie tat. Sie lief nur, sie floh vor der Einsamkeit, welche noch unheilvoller war als der schwarze Tod.

3.

Gerdruta Carponai wusste später nicht mehr, wie lange sie in den Wäldern und auf den Mooren Oesels herumgeirrt war. Als sie zum Meeresstrand kam war es Morgen, ein klarer, strahlender Morgen, an dem das Leben für Mensch und Tier schön schien. Aber das Herz Gerdruta Carponais war ausser sich vor Einsamkeit und schwer vom Druck des Todes. Sie beschloss hier zu bleiben und zu sterben.

Sie beugte sich nieder, um sich auf die Erde zu legen, als es ihr plötzlich schien als sähe sie die Spur eines Menschenfusses in dem feuchten Ufersand.

Es bestand nicht der geringste Zweifel darüber. Es war eine von einem kräftigen Fuss neu getretene Spur mit deutlichem Abdruck der Zehen und der Ferse und dem ausgesparten Mittelfuss. Etwas weiter weg fand sich ein zweiter und ein dritter, eine ganze Reihe Spuren in dem glatten Sand, Spuren, die hinter einem Ufervorsprung verschwanden.

Gerdruta merkte, dass sie wankte. Eine Menschengespur! Die Erde war doch noch nicht verödet! Sie war nicht einsam.

Und tiefer als sie sich je vor den Mächtigen dieser Welt gebeugt hatte, beugte sich nun die stolze wohlgeborene Gerdruta Carponai mit Tränen in den Augen nieder und küsste demütig die Spuren des Unbekannten im Sande.

Aber die Freude war allzu stark und plötzlich für ihren geschwächten Körper, sie sank nieder wie ein Schilfrohr, verlor das Bewusstsein und blieb im Sande liegen.

Die Sonne legte einen grossen Teil ihres Kreislaufs zurück, und als Gerdruta endlich erwachte, schien sie eben noch über den Ufervorsprung. Sie hatte mehrere Stunden geschlafen. Sie spürte, dass sie auf ein paar Fischernetze in der Nähe des Wassers gelegt worden war und dass ihr Kopf auf einem Bündel trockener Binsen ruhte. Zur Linken erhob sich das Ufer in einer schroffen Klippe unmittelbar aus dem Meer, unten im Schutze dieses Vorsprungs befanden sich etwa zehn Rauchhütten und eine Menge Stangen zum Aufhängen der Netze. Das Meer war ruhig, aber unaufhörlich hörte man ein dumpfes Brausen wie Brandungslärm unterhalb der Wasseroberfläche.

Ganz nahe bei ihr stand ein junger Mann und briet Flundern zwischen zwei Steinen. Der Mann trug die gewöhnliche Kleidung des armen Kleinbauern, ein grobes blaues Zwiilchhemd mit einem bunten Gürtel um den Leib, er war barfüssig. Er war sehr mager, das hellblonde Haar hing lang und ungekämmt, die Augen waren graublau.

Als er sah, dass Gerdruta erwachte, sagte er ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen, im Dialekt des niederen, ungebildeten Volkes: „Du willst wohl etwas essen?“

Gerdruta nickte nur. Der Mann reichte ihr eine Flunder und sie ass. Der Fisch war frisch und fett, aber ungesalzen.

„Alle tot?“ frug der Mann.

„Tot — ja, alle“ antwortete Gerdruta, gleichermassen in bäurischer Sprache.

„So ist es auch hier“, sagte der Mann.

Sie sassen nun schweigend und betrachteten einander verstohlen.

„Ich heisse Laes — Kadariku-Laes, von jener Hütte dort“, sagte der Mann endlich. „Und du?“

„Gerdruta Carponai“, sagte Gerdruta.

Und als sie dies sagte, spürte sie deutlich, dass dies zur Stunde gleich bedeutungslos war wie der weisse Wolkenfetzen dort oben, der eben von den Sonnenstrahlen aufgelöst wurde.

Der Mann stocherte im Feuer herum und sagte schliesslich: „Ich sehe an deinen Kleidern, dass du zu den Herrschaften gehörst. Aber nun sind nur wir zwei am Leben geblieben im ganzen Kirchspiel.“

„Ich sah deine Fusspur“, sagte Gerdruta.

Der Mann betrachtete seine braunen, wetterharten Füsse und nickte.

„Ich war bei der Quelle und holte Wasser“, sagte er.

*

Als sie gegessen hatten, gingen sie hinauf auf den Ufervorsprung. Es begann bereits einzunachten.

Auf der Höhe der Klippe wuchsen, trotzdem ihre Zeit schon vorbei war, dunkle verspätete Walderdbeeren unter dem am Boden dahinkriechenden, von Schafen abgenagten Wachholder.

Sie bückten sich, pflückten sie einander zur Gabe und assen sie. Die Beeren hatten einen würzigen, duftenden Geschmack. Dort beim Wachholder naschten sie lange davon — wie Kinder.

Die niedergehende Sonne, welche in der Richtung des fernen und unsichtbaren Gotland sank, beschien ihre Gesichter. Sie schwebte in einem warmen, grauen Dunst, sie blendete nicht mehr und man musste die Augen nicht mehr schliessen vor ihrem Glanz.

„Was ist das für ein Brausen?“ frug Gerdruta.

„Es hat noch eine Klippe unterhalb des Wasserspiegels“, erklärte Laes. „Dorthin muss man Oel und Wein ausgiessen, sonst hat man kein Glück beim Fischen.“

Gesättigt von den Erdbeeren sassen sie beide oben auf dem Vorsprung. Keines von beiden frug, was nun werden solle. Unter ihnen lag die schroffe, hundert Fuss hohe Schieferklippe.

Aber Gerdruta Carponai hatte das Gefühl, als ob sie in einer vollkommen neuen Welt neu geboren wäre.

Sie war noch nie vorher in dieser Welt gewesen. Es gab hier wie in ihrer früheren Welt Luft, Erde und Meer, aber es gab keine anderen Menschen als sie zwei, Kadariku-Laes und Gerdruta Carponai.

Ueber das Wasser schwebten die Möven mit Schwingen, die im Schatten bereits schwarz schienen, im Grase zirpte und wimmelte es von Lebewesen. In der Natur ging alles seinen gewohnten Gang. Aber diese zwei waren die einzigen Menschen.

Nicht länger mehr gab es Freie und Unfreie, Herren und Knechte, es gab weder Klassen noch Stände. Alles, was die

Menschen im Laufe der Jahre aufgebaut hatten, war zusammen-
gestürzt und lag in Trümmern.

Unter einem dichten Wachholder nahe bei ihnen sonnte sich eine Kreuzotter in den letzten Strahlen der Abendsonne. Gleichzeitig wie Gerdruta erblickte sie Laes und im Nu hatte er sich einen starken Zweig geschnitten, spaltete dessen Spitze und klemmte darin den Hals der Schlange wie in einer Zange ein.

Gerdruta sah den gelblichen Bauch, die schwarze Rückenzeichnung und das gespaltene, hervorgestreckte Zünglein der Otter, die sich um das Ende des Stockes ringelte.

„Teufel“, sagte Laes, damit meinte er die Schlange, — und hielt sie mit dem Stecken hoch in die Luft.

Aber trotzdem tötete er sie nicht. Er schleuderte sie weit weg.

„Die Saat hört auf zu wachsen, wenn man eine Schlange tötet“, erklärte er Gerdruta.

Aber als Laes die Schlange wegschleuderte, sah ihn Gerdruta Carponai gleichsam zum ersten Mal. Sie sah seinen jungen, abgemagerten Körper, den festen, schöngeschwungenen Kinnbogen und unterhalb des Kinnes eine gleichmässige, wagrechte Narbe wie von einem Messerschnitt — sie sah die breitflüglige Nase, welche zwischen den Augen hoch und gerade war und die Hände wie Schmiedehämmer. Weder das ärmliche Zwilchhemd noch die Spuren des Hungers konnten die junge Kraft dieses Körpers verbergen. Jede seiner Bewegungen war behend, zielbewusst und kraftsparend.

Im gleichen Augenblick merkte sie, dass auch Laes sie betrachtete. Und sie spürte, wie sie unter seinem Blick errötete. Beinahe gleichzeitig wandten sie sich beide ab.

Danach sagten sie nichts mehr zueinander.

Sie gingen zum Strand hinunter. Der Weg über die Klippe war voll Versteinerungen, sie glichen ausgestorbenen Vogelarten. Das Meer war ruhig und unberührt und auf dem Boden lagen glatte Schieferplatten.

Da unten am öden Strand, in einem Land, wo das Menschengeschlecht ausgestorben war, da erkannten sie es plötzlich. Es war, wie wenn der Tod wie ein grosser Rausch ihnen zu Kopf gestiegen wäre. Sie wurden von ihm berauscht wie von einem starken Wein. Ihre jungen und gesunden Körper sehnten sich

unbewusst nacheinander, um auf dieser entvölkerten Erde neues Leben zu schaffen. Was sie von der Pest gesehen hatten, brannte in ihrem Hirn und erweckte eine seltsame Wollust in ihnen.

Es gab keine andern als nur sie zwei.

Die Sonne war untergegangen, als sie zurückkamen zu Laes' Hütte. Der Fischer Laes öffnete die Tür und die wohlgeborene Gerdruta Carponai trat hinein. Und in ihrer ungestümen Umarmung auf dem Strohlager in dem russigen Zwielicht der Fischerhütte flammte ihre Todesangst auf und die Lebenssehnsucht kommender Geschlechter. Die Erde lag öde, sie sollten sie bevölkern, und sie waren wie die zwei ersten Menschen.

4.

So wurde erzählt von Gerdruta Carponai und dem schwarzen Pestjahr auf Oesel.

Wie aus dem während des grossen russischen Krieges geführten Kirchenbuch der Gemeinde hervorgeht, wurden sieben Jahre später am Johannestag die 5 Söhne von Kadariku-Laes alle gleichzeitig getauft. Ihre Mutter aber, Gerdruta Carponai, die Tochter des früheren Pfarrers der Gemeinde, des hochwürdigen Magnus Carponai und seiner wohlgeborenen Frau Beata von Krämer, tat Busse für ihren Fehltritt, indem sie an drei aufeinanderfolgenden Sommersonntagen im Angesicht aller auf dem Hurenschemel in ihres Vaters Kirche sass. Wie der damalige Seelsorger des Kirchspiels, Hinrich Bürger, ein strenger Mann eifernden Glaubens, eigenhändig über sie ins Kirchenbuch schrieb: „... hat auf dem berüchtigten Hurenschemel ihre Sedes halten müssen.“

Wer es wünschen sollte, kann noch heutigen Tags diesen Schemel zwischen anderem altem Gerümpel sehen; es ist eine niedere Holzbank mit einem Verschlag umgeben wie ein Gatter.

Nachdem Gerdruta Carponai auf diese Art öffentlich und im Beisein der Gemeinde Busse getan und vor dem Altar Vergebung der Sünden erhalten hatte, wurde sie in christlicher Ehe mit Kadariku-Laes getraut und wieder in die Kirche und die heilige Gemeinschaft aufgenommen. Die Ueberlieferung erzählt, dass die ganze jetzige Bevölkerung des Kirchspiels, ungefähr 5000

Personen, ihr Dasein diesen zweien zu danken habe, welche sich in diesem Fall während zweier Jahrhunderte wunderbarer vermehrt hätten als selbst die Kinder Israels in Aegypten.

Vom späteren Schicksal Gerdruta Carponais hat man keine Kunde. Sie verschwand aus dem Blickfeld der Menschen wie ein Stein im Sumpfgrab, sie verschwand für alle Zeiten, von ihrem Geschlecht aufgegeben und zurückgewiesen in den niederen Stand ihres Mannes, in eine andere Volksschicht. Ihre Kinder waren Fischer und Häusler. Aber sie hatte das erleben dürfen, was seit den Zeiten des Paradieses den Menschen verborgen gewesen war: eine Welt ohne Rang- und Standesunterschiede, frei von dem von Menschen geschaffenen Beiwerk, einzig bewohnt von einem liebenden Menschenpaar.

Uebersetzt von A. F.-H.